

## Predigt zu Jeremia 29,7

Liebe Gemeinde,

- hier stolpere ich schon - Ist das die passende Anrede für unsere heutige Versammlung? Könnte sich jemand von dieser Anrede im christlichen Gottesdienst ausgeschlossen fühlen? Oder – positiv denken - sogar neu eingeladen? Das kommt natürlich darauf an, was wir unter *Gemeinde* verstehen. Damit sind wir beim Thema des biblischen Mottos, das ich für den heutigen Nachmittag als Denkanstoß zugrunde legen möchte.

*„Sucht der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn,  
denn wenn ihr es wohlergeht, so geht's auch euch wohl.“*

Wieder ist es so, dass prophetische Worte es keinem recht machen und ihre Sprecher nicht beliebt sind. Beim ersten Hören unseres Verses mag Sie meine Bemerkung verwundern, klingt dieses Wort doch positiv und verheißt Gutes für die Angesprochenen. Das will ich nicht leugnen. Ich komme darauf zurück. Doch die Bibel eignete sich nie zur Wellness-Religion. Ihre Heilszusagen lösen keine Sommermärchengefühle aus, die den Verstand umnebeln und die öffentliche Aufmerksamkeit auf Wochen vom Wesentlichen der Polis ablenken.

Der Brief des Propheten Jeremia, aus dem unser Vers stammt, enthält Provokationen für seine Empfänger. Die Nachdenklicheren seiner Adressaten mögen sich durchaus mit seinem Schreiben befasst haben. Denn sein Ruf war untadelig, seine Botschaft immer authentisch, seine Bereitschaft, für seine Überzeugungen Nachteile und Leiden auf sich zu nehmen, hatte viele beeindruckt. Andere aber versuchten ihn mundtot zu machen, davon zeugen heftige Auseinandersetzungen, die im Weiteren berichtet werden. Die Briefe und Behauptungen, wahrhaftigere prophetische Zeitansagen zu treffen, gingen hin und her. Die Wahrheit von Jeremias Gedanken erwies sich erst später, als man sie schrittweise in die Praxis umsetzte.

Jeremia formuliert wenige konkrete Anweisungen, die keine lange Auslegung brauchen. Er richtet sich an die Exilsgemeinde des zerschlagenen jüdischen Königreiches, die nach ihrer vernichtenden militärischen Niederlage in die Hauptstadt der siegreichen Macht deportiert worden waren und dort für unbestimmte Zeit unter Kontrolle des König Nebukadnezar weiterleben mussten. Sie lebten im fremden Babel in Babylonien (dem heutigen Bagdad). Jeremia fordert seine Leserschaft auf, das zu tun, was fast alle Menschen überwiegend tun: Häuser bauen, Äcker bestellen und ernten (heute würden wir ergänzen: Stahl gießen, Software entwickeln, Solarzellen bauen, Imbissstuben eröffnen ...) und Kinder gebären, die dann irgendwann heiraten und die Kette der Generationen fortsetzen. Wo ist also das Problem für Jeremias Adressaten?

Das Problem ist, dass diese Leute das nicht wirklich konnten. Es waren nämlich vor allem die Führungsschichten Judäas, die andere für sich hatten arbeiten lassen. Diese anderen, die Mehrheit der ländlichen Bevölkerung, waren noch zu Hause im Land des König David und machten all das weiter, auch wenn nach jahrzehntelangen Kämpfen und Belagerungen das gelobte Land wüst und ohnmächtig war. Das Volk in der Heimat baute wieder auf, ackerte und hütete die Herden. – Ach ja, und sie führten bei der Gelegenheit eine Art Bodenreform durch, denn sie verteilten das Land neu unter sich. Aus Sicht der Weggeführten in Babel / Babylon war diese Entwicklung zuhause natürlich beunruhigend. Gern wären sie zu ihren Besitzungen zurückgekehrt und die alten Verhältnisse in Judäa wiederhergestellt. Aufgrund der internationalen Machtverhältnisse war das aber auf unabsehbare Zeit nicht möglich. Sie sitzen auf gepackten Koffern und träumen von der Rückkehr.

In diese Lage hinein sagt Jeremia: Bleibt dort und haltet die Lage aus. Werdet wirtschaftlich tätig, bekommt Kinder und Enkelkinder. Sehr ähnlich klingt der Auftrag Gottes an die ganze Menschheit im sogenannten ersten biblischen Schöpfungsbericht, der in dieser Exilzeit unter dem Eindruck Babylonischer Macht entsteht. Seid fruchtbar und mehr euch und macht euch die Erde untertan, will heißen, ringt dem Acker das Lebensnotwendige ab. Der Prophet aber geht noch einen Schritt weiter – und damit provoziert er: Nehmt die Söhne und Töchter Babyloniers, begründet Familien mit den Einheimischen, versippt und vermischt Euch mit den Leuten des Landes, in dem ihr jetzt lebt. Zuletzt verlangt er:

*„Sucht der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn,  
denn wenn ihr es wohlergeht, so geht's auch euch wohl.“*

Angesichts der historischen Umstände ist diese freundliche prophetische Ansage ein harter Brocken. Noch deutlicher wird das, wenn man die Kernaussage etwas näher am hebräischen Wortlaut zusammenfasst:

*„Sucht Frieden für die Stadt, dann wird sie Stadt des Friedens sein“.*

Hier hört man heraus, dass Jeremia gegenüber der alten Theologie einen neuen Gedanken ins Spiel bringt: Jerusalem, die Stadt des Friedens, die Stadt des Königreiches Davids könnte durchaus in der Stadt Babel ein ebenbürtiges Pendant haben. Der Glaube an den Gott Israels braucht nicht ausschließlich das Leben im Heiligen Land. Damit öffnet sich eine Perspektive, die uns bis heute beschäftigt: Der Gott der Bibel ist auch „in der Fremde“ präsent. Gott lässt sich finden, wo man anders lebt und betet, wo man eine andere Kultur und andere Sprachen pflegt.

Lässt man sich vom Propheten auf diese Spur setzen, dann bedeutet Festhalten am Glauben: „Wer sich wandelt, bleibt sich treu“. Man muss Gottesvorstellungen nicht abhängig machen von der Herkunft, der eigenen Kultur und Religion. Die Welt, in der man lebt und arbeitet, das Beste für die Stadt, das Wohlergehen der neuen, in das Land integrierten Generation, ein konkret erfahrbarer Friede könne widerspiegeln, was Gott suchen wirklich bedeutet. Der Glaube wird wirksam und segensreich, indem man nach einer guten Zukunft für Alle sucht.

*„Der Segen Gottes für dieses Land und diese Stadt wird segensreich für Euch alle sein.“*

In diesem Geist lassen sich unschwer auch ein paar Zumutungen für unsere Gegenwartssituation erkennen, die ich nun im Licht des Bibel-Wortes benennen möchte.

(1) Wenn wir im täglichen Leben und Wirtschaften an das Gemeinwohl denken, brechen wir mit mächtig wirkenden Leitgedanken. Denn in der heute herrschenden Welt- und Wirtschaftsordnung gilt gerade die gegenteilige Grundhaltung: Jeder denkt an sich und behauptet, das wird dann schon allen zugutekommen (frei nach Adam Smith und der marktradikalen Lehre). Welch krasse Selbsttäuschung. In der biblischen Zeit ist diese individualistische Ethik undenkbar. Genau wie viele heute noch bestehende Kulturen in aller Welt setzt Biblische Ethik wechselseitige soziale Abhängigkeit voraus und betont die Pflicht, die Anderen nicht einfach abzuhängen. Gegen die Untergrabung des Gemeinwohls durch wirtschaftliche Machtballung hat das Alte Testament sein vorbildliches Sozialrecht entwickelt. Sein Leitgedanke lautet:

*„Es ist genug für alle da, wenn auf Gott vertraut wird  
und an die Grundbedürfnisse aller gedacht wird, die in diesem Lande leben“.*

(2) Wenn die Hoffnung auf eine Welt, in der es allen gut gehen mag, den Raum und die Praxis beschreiben, in dem sich unser Gott finden lässt, dann wird die religiöse Vielfalt unproblematisch.

sche. Man braucht nicht zu hoffen, alle Menschen in einer einzigen Glaubensgemeinschaft zu sammeln. Man braucht nicht mit der Zwangsvorstellung zu leben, einen universalen Wahrheitsanspruch zu vertreten, der nur in einem einzigen Glaubensbekenntnis ausgedrückt werden kann. Es reicht, eine „Welt“ anzustreben, „in der alle Platz haben“, wie es gesellschaftlich massiv ausgegrenzte indianische Gruppen in Mexiko fordern.

(3) Im Neuen Testament wird in der Tradition von Gesetz und Propheten die Hoffnung auf ein Gemeinwesen ohne Leid und ohne bedrückende Armut überdeutlich. Der Glaube konzentriert sich im vernünftigen Gottesdienst, wie Paulus sagt, auf die Welt, in der wir leben. Wenn die Hoffnung auf eine lebendige Stadt des Friedens zentral für den biblischen Glauben ist, dann richtet sich die Aufmerksamkeit der Christengemeinde an ihr aus. Sorgen um öffentliche Erkennbarkeit als Kirche und evangelisches Profil können nicht im Mittelpunkt kirchlicher Praxis stehen. Eine erhebliche Anstrengung der Christengemeinde müsste sein, politische Urteils- und Handlungsfähigkeit im zeitgenössischen Umfeld zu entwickeln.

(4) Wenn wir als Christen verantwortlich handeln wollen in und für die Stadt, brauchen wir auch interkulturelle Kompetenzen, um die Welt zu verstehen, in der wir leben. „Interkulturelle Kompetenz“ klingt vielleicht theoretisch. Doch wenn sie fehlt, wird man sprachlos hinsichtlich des eigenen Glaubens. Es ist doch von Kind an so: wer nicht hören kann, was andere sagen, kann sich selbst schwer verständlich machen. Wer nicht sieht und fühlt, wie andere sind, wird unsicher in den eigenen Bewegungen, eckt an, zieht sich zurück und erstarrt. Es hilft der Kirche nicht, introvertiert zu sein und fixiert auf eine monologische Religion oder gar auf eine Religion der „nationalen Kultur“. Und ich denke, dass auch andere Glaubensgemeinschaften diese interkulturelle Kompetenz brauchen.

(5) Wenn Glaube an Gott und der Segen für die Stadt so eng zusammenhängen, wie der Prophet Jeremia es anvisiert, dann ist es in Ordnung, dass wir uns von Fall zu Fall als Gemeinde verstehen. Dann nämlich, wenn wir für die Stadt konkret etwas unternehmen wollen. Inspiriert von der Vision sozialer und kultureller Gerechtigkeit, fragen wir, was jeder beitragen kann, egal woher sie kommt, egal ob sie eine andere Religion oder ob jemand keine Religion hat. Fragen wir danach, was das Beste für die Stadt ist. Suchen wir Antworten. Als Christengemeinde können wir darauf vertrauen, dass wir bei der Suche nach Antworten, Gott auf der Spur sind. Amen.

*Pfarrerin Dr. Sabine Plonz, 01.07.2010, Kreuzeskirche Duisburg-Marxloh*